

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 1

Artikel: Welches wahr Ihr peinlichster Moment? : Eine Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065003>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welches war Ihr peinlichster Moment?

Eine Rundfrage

Redaktion des « Schweizer-Spiegel ».

ACHTZEHN Lenze zählte ich und hatte nach glücklich überstandem Examen mein Diplom als Handelsbeflissene in der Tasche. Zur Rückkehr in die « Provinz », meine Heimat, wollte ich mir als äusseres Zeichen des in der Hauptstadt erworbenen Schliffes einen recht schicken Hut anschaffen. Ich hatte mir schon ausgedacht, wie er ungefähr aussehen sollte und begab mich voll freudiger Erwartung in das erste Hutgeschäft der Stadt.

Ach, was wurden mir da für entzückende Frühjahrsneuheiten vorgelegt! Doch die Qual der Wahl hatte beim Erscheinen einer besonders flotten, feingeflochtenen Form ein plötzliches Ende; voll Freude über mein so schnell gefundenes Ideal liess ich mich zu dem « klas-

sischen » Ausruf hinreissen: « Diesen nehme ich, das ist ja gerade das Stroh, das ich schon lang im Kopfe hatte! »

Gern wäre ich, « als das Wort dem Mund entflohen », auf einer wohltätig verhüllenden Wolke schnellstens entwichen; doch erbarmte sich leider kein Wunder meiner so ungewollt enthüllten Dummheit. Im Eiltempo, und ohne dass ich es wagte, die Wirkung meines Bekenntnisses vom Gesicht des bedienenden Fräuleins abzulesen, wurde das Geschäft zu Ende gebracht, und ich wundere mich heute noch, dass der unter so fatalen Umständen erworbene Hut dann doch sehr schön ausfiel und mir sogar sehr gut stand. Jedenfalls nur darum, weil das Stroh auf dem Kopfe so gut zum Stroh in demselben passte!

P. S. Verraten Sie mich meinem Manne nicht, sonst lässt er sich scheiden. ***

An den «Schweizer-Spiegel», Zürich.

EIN Mitglied des Vereins, dessen Präsident ich war, starb. Es war meine Pflicht, bei der Trauerfamilie einen Kondolenzbesuch abzustatten. Wie es sich geziemt, kleidete ich mich in Schwarz, nahm den Kranz mit dem «Letzten Gruss» zur Hand und schritt an der Seite eines Kameraden dem Trauerhaus zu. Die Haustüre des alten Bauernhauses war

offen. Ueber eine winklige Treppe gelangten wir in das Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt war. Der kleine Raum war angefüllt von den erwachsenen Kindern, Verwandten und Nachbarn des Toten. Kein Wort wurde gesprochen. Die Totenstille wurde nur unterbrochen vom unterdrückten Schluchzen der Frauen.

Das Halbdunkel wurde schwach erhellt durch das unruhige Züngeln einer Kerze,



welche am Kopfende des Sarges aufgestellt war, wo man durch ein Fensterchen das Gesicht des Toten sehen konnte. Ich legte meinen Kranz auf den Sarg und stellte mich zu den Trauernden. Als die Witwe mich erkannte, trat sie schluchzend zu mir, wollte danken; aber der Schmerz raubte ihr die Stimme. Tief bewegt drückte sie mir stumm die Hand. Selber vom Ernst des Augenblicks ergriffen, stammelte ich halblaut: « Frau Kunz, zu Ihrem herben Verlust gratulier... äh... kondoliere ich im Namen des Vereins. Gott tröste sie im Leid! » — Alles still, totenstill! — In meinem Innern fing es an zu kochen. Ich verkrampfte die Finger in der Handfläche. Boden, öffne dich!... Fort, fort! Ein Chaos von Gedanken wirbelte durch mein Gehirn. Ueber alle Berge wünschte ich mich fort und musste bewegungslos, wie ein Standbild, dastehen. Ansehen konnte ich niemand mehr. Nach einigen Augenblicken hielt ich es nicht mehr aus. Mit einem unbeschreiblichen Groll auf mich selber, wie ein verurteilter Verbrecher, schlich ich aus dem Zimmer. Ich werde in Zukunft immer mein Beileid aussprechen, aber nie mehr kondolieren!

* * *

« Schweizer-Spiegel »!

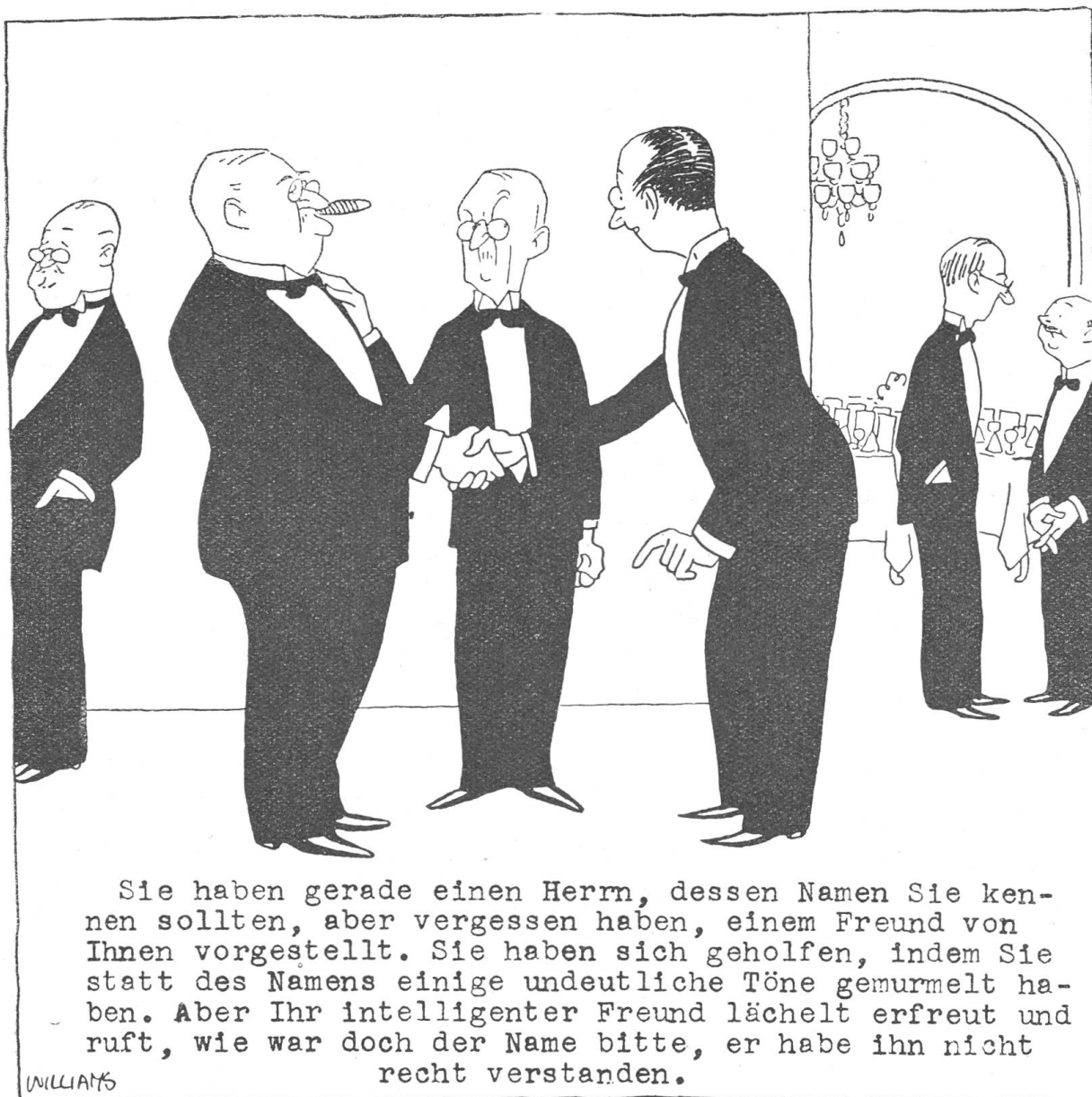
ICH bin bei meinem Chef eingeladen. « Sans façons, vous savez! » Ausser mir waren nur noch zwei Gäste anwesend: ein älteres Fräulein, das nachher Klavier spielte, und ein ehemaliger General; daneben die Dame des Hauses, die zwei Töchterchen und mein Chef. Aber es war so vornehm, dass ich kaum atmen konnte. Ein behandschuhter Lakai

schlich lautlos mit den Platten um den Tisch.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Die Dame des Hauses erhob sich von ihrem Sitze; mit ihr alle Anwesenden, **ausser mir**, der noch nach einer Birne gelangt hatte. Ich lege die Birne rasch auf den Teller und beeile mich, ebenfalls aufzustehen. Doch die Dame des Hauses hat meine Bewegung bemerkt. Sie setzt sich wieder hin; mit ihr das ältere Fräulein, der General, der Herr des Hauses und die beiden Töchterchen. Leider aber stehe ich schon — allein inmitten der betreten schweigenden Gesellschaft. Die Dame des Hauses will die Situation retten: Sie erhebt sich wieder und alle andern mit ihr — und zwar ziemlich rasch, damit sie mich noch stehend erwischen. Leider sind sie zu spät; denn blitzschnell bin ich wieder abgesessen. Nun sitze ich wieder, und alle andern stehen. Das Blut steigt mir in den Kopf; am liebsten wäre ich im Erdboden verschwunden. Wenn doch wenigstens jemand gelacht hätte! Aber alle waren todernst. Was tun? Rasch stehe ich auf. Aber wie Stehaufmännchen sind sie in der gleichen Sekunde wieder abgesessen. Zum drittenmal stehe ich allein inmitten einer schweigsam sitzenden Tafelrunde, wie ein Festredner. Im Hintergrund des Zimmers steht der Lakai, keine Muskel rührt sich in seinem Gesicht. Er schaut mich nur an. Ich verwünsche die Stunde meiner Geburt; ich habe das deutliche Gefühl: Das war der peinlichste Moment meines Lebens.

Seither ist die Tafel natürlich dann doch endgültig aufgehoben worden.

* * *



Lieber « Schweizer-Spiegel » !

MITTERNÄCHTLICHE Szene im Montmartre : Ein kleines Dancing; mit rotem Plüsch gepolsterte Bänke rings der Wand entlang; weissgedeckte Tischchen davor (Champagnerkübel usw.); dahinter, eingeklemmt zwischen zwei guten Feen der Stätte unser Held (Zürcher, soeben importiert). Sein Gesicht ist wächsern vor lauter Schüchternheit.

Mitternächtlicher Dialog :

« Vous savez, Mademoiselle, ce n'est pas votre corps qui m'intéresse, c'est votre âme. »

Darauf — wirkungsvoll wie die Posaunen von Jericho — die erstaunte Gegenfrage :

« Pourquoi ? Etes-vous pasteur ? »

— — —

* * *



Mein peinlichster Moment.

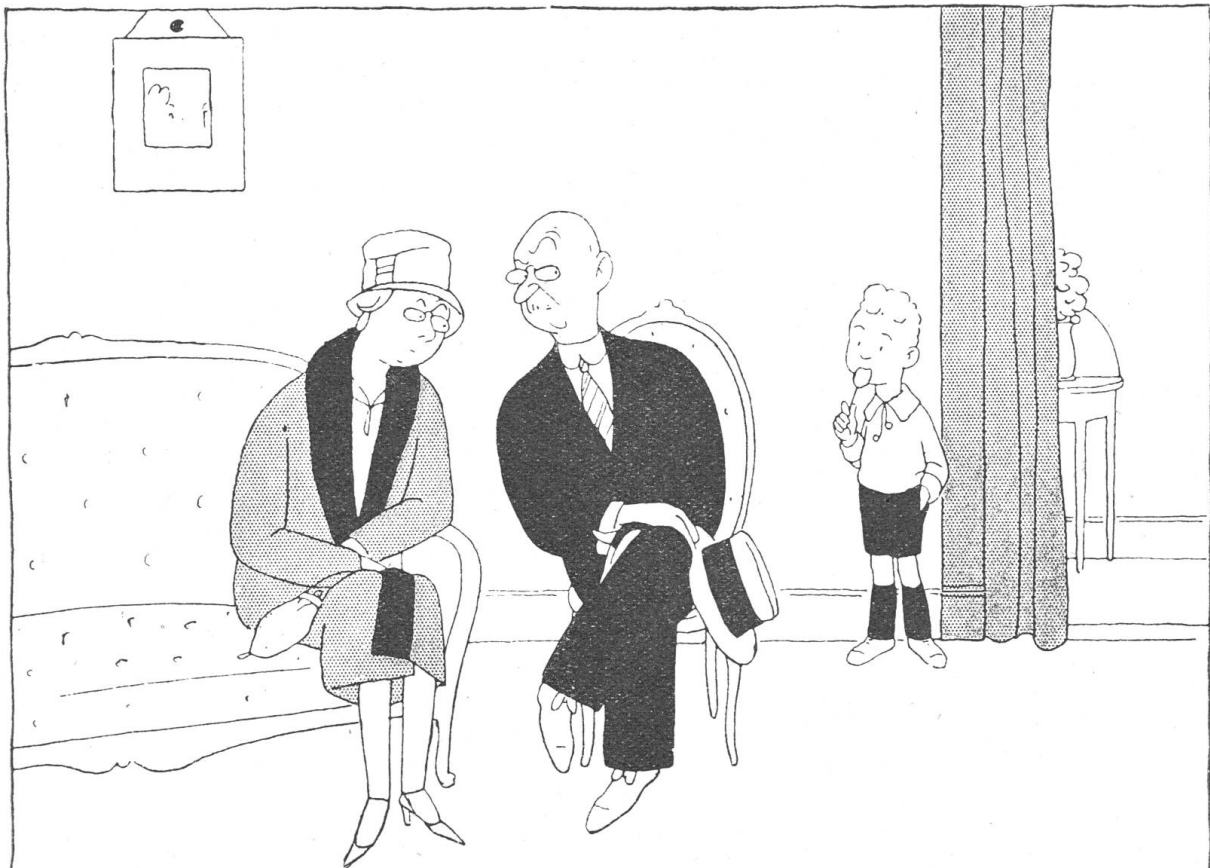
EINMAL in meinem Leben habe ich etwas schrecklich Dummes gemacht. Das war und blieb bis jetzt mein peinlichster Moment. Da war ein «Er». Wir kannten uns schon recht lang und waren miteinander auf Du und Du. Er kam fast alle Abende zu mir und blieb oft recht lang, manchmal bis gegen Morgen. Da ich alleinstehend war und eine eigene Wohnung besass, ging das ja gut an. Er ass mit mir. Wir tranken abends Tee miteinander, wir musizierten zusammen, wir sprachen über Bücher, wir plauderten, kurz, wir unterhielten uns famos.

Dann kam es, wie es kommen musste. Ich liebte ihn. Ich liebte ihn über alles. Ich dachte an nichts mehr als noch an ihn. Ich sass in der Stube, schaute unverwandt auf die Uhr, zählte die Minuten und dachte in einem fort: Er kommt, er kommt. Er muss kommen. Jetzt, jetzt — ja jetzt. Er ist da. Und wirklich trat er dann auch ein, ohne anzuklopfen. Und immer bin ich leicht erschrocken und wohl auch errötet. Ich denke es. Er setzte sich mir gegenüber oder auch neben mich auf die lange Bank. Er strich das Haar aus der Stirn. Mit der Zeit besorgte ich ihm das. Er liess es lächelnd ge-

schehn. Er fasste manchmal auch schnell meine Hand und behielt sie ein wenig in der seinen. Ich liess sie ihm und war glücklich. Oder, er schritt in der Stube auf und nieder. Ich blieb sitzen. Er erzählte von sich. Ging er bei mir vorbei, so zupfte er mich am Kleide. Ich haschte nach seiner Hand, oder gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm. Wir lachten uns an. Seine Augen strahlten mich an. Die meinen strahlten nicht weniger zu ihm hin. So scherzten wir glücklich hin und her, einen ganzen Winter lang. Immer mehr erlaubte er sich, immer lieber wurde er, und doch wollte er nicht aussprechen, auf was ich so sehr war-

tete. Und ich war doch so fest überzeugt, er müsse mich lieben, ebenso sehr wie ich ihn. Er darf nicht, er ist zu scheu, dachte ich mir.

Als der Frühling kam, als das erste junge Grün sich zeigte, als die Knospen sprangen, da hielt es mich nicht länger. Er sass wieder neben mir. Durchs offene Fenster strich linder, warmer Frühlingswind herein. Er hielt meine Hand und war ganz still. Ich fragte ihn mit meinen Augen, brennend fragte ich ihn: Darf ich, darf ich es wagen, Dich zu küssen? Konnte er diese Sprache lesen, dieses stumme und doch so deutlich Sprechende in meinen Augen? Er musste



Während Sie im Salon auf die Leute warten, welchen Sie eine Anstandsvisite machen, flüstern Sie Ihrer Frau verschiedene kritische Bemerkungen über die Gastgeber zu. Um plötzlich zu bemerken, dass Sie nicht allein im Zimmer sind.

WILHELM BUSCH

es verstehen. Er sah mich an, lang, lang, und dann nickte er ganz unmerklich, oder nickte er nicht? Ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, ob es nur meine Einbildungskraft war. Aber ich habe es deutlich wahrgenommen, dieses Nicken, und unendliches Glücksgefühl übernahm mich. Ich fiel ihm um den Hals und wollte ihn küssen — küssen. — Da stiess er mich heftig von sich. Stumm, zornig geschah es. Schlaff fiel ich in mir zusammen und wagte nicht mehr ihn anzusehen. Enttäuschung! Er ging. Er kam nie wieder. Ich blieb allein. Ich mache keine solche Dummheit mehr. * * *

Ein kritischer Moment

DA mein Mann im letzten Jahre ziemlich an Körperfülle zugenommen hatte, war ihm sein Smoking-Anzug reichlich knapp geworden. Ich entschloss mich, ein Inserat ins Tagblatt aufzugeben, um denselben (den Anzug!) zu verkaufen. Das Inserat erschien, und bald meldete sich ein schlanker, jüngerer Herr. Der Anzug gefiel ihm, und ich empfahl ihm, im Schlafzimmer die Hose anzuprobieren.

Gerade in dieser Zeit litt unsere Kleine an Keuchhusten, und zweimal in der Woche besuchte sie der Arzt. Just in dem Moment des Kleiderhandels läutete es an der Türe, und der Doktor stand draussen. Unsere Kleine voller Freude: «Du, Professor...»

Ich zerre sie am Röckchen, da ich ahnte, dass sie dem Doktor von dem Handel erzählen wollte. Erstaunt schaut sie mich an. Ich suche sie auf etwas anderes abzulenken. Aber schon wieder drängt sie sich an ihn: «Du, Professor...»

Ich gebe mir alle Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. (Was geht es denn schliesslich den Professor an, dass ich einen Anzug verkaufe!!) Aber unaufhörlich die Kleine: «Herr Professor, mir händ no en Ma im Schlofzimmer, er leit grad d'Hosen a!» — * * *

«Schweizer-Spiegel», Zürich!

ES war im Jahre 1917. Wir hatten ein Bataillonsmanöver im Jura. Während wir im Grase lagen und die berühmten feindlichen Schützen am Waldrand bekämpften, die wir nicht sahen, hiess es plötzlich, der General sei in der Nähe. Wir spähten nach ihm aus, konnten ihn aber nicht sehen, und ich versank dann in allerlei Träumereien, wie

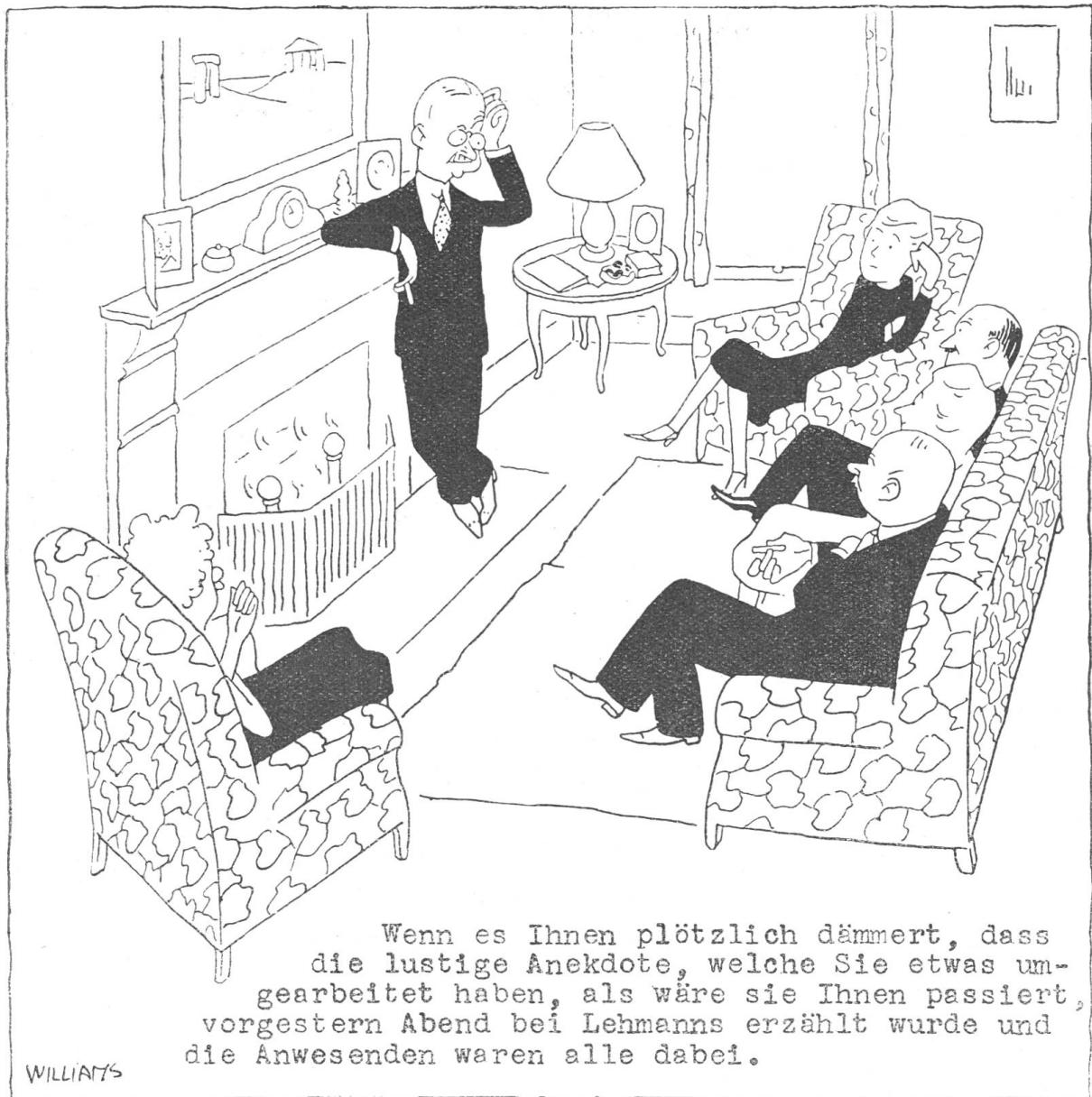
sie einem frisch gebackenen Korporal etwa passieren können. Ich dachte an die Aspirantenschule, ich sah mich im Geist an der Spitze meiner Kompagnie usw. Plötzlich, wie ich hinter mich schaue, stehen hinter mir drei Offiziere, ein Bataillonskommandant, ein Oberstleutnant und tatsächlich der General in eigener Person.

«Wohin schiessen Sie, Korporal?» fragt er mich. Ich springe auf, vergesse natürlich das Gewehr zu sichern, schlage die Haxen zusammen, nehme Achtungstellung an und melde mich an. Und nun passiert mir der Lapsus, der mir heute noch das Blut zum Kopfe treibt! Anstatt zu rapportieren: «Herr General, Korporal Meier, ich schiesse auf feindliche Schützen am Waldrand unter der gegenüberliegenden Kräte», brülle ich: «Herr General, General Meier.»

«So, sind Sie auch General?» fragt General Wille maliziös, während mir der Bataillonskommandant einen Blick zuwirft, der heisst: «Bei Philippi sehen wir uns wieder!» * * *

Sehr geehrte Redaktion!

EIN Nachbarsjüngling, ein ewiger Mädchenquäler, war unser ständiger Schrecken. Das einzig Gute an ihm war, dass er Haare hatte, so schön oder so leuchtend wie ein jetziges modernes Ziegeldach, so dass wir ihn immer schon von weitem kommen sahen und manchmal noch entweichen konnten. Einmal (zu meiner Schande sei's gesagt, ich war nämlich schon ziemlich gross und fast ein «Fräulein») stiess ich auf dem Heimweg einen Freudenschrei aus, vielmehr ich schluckte ihn noch rechtzeitig hinunter. Dicht vor mir schaufelte jemand aus einem Strassengraben Erde heraus. Man sah nur von Zeit zu Zeit einen Hinterkopf auftauchen, und der funkelte und glänzte wie flüssiges Gold. Das war für mich genug Erkennungszeichen. Endlich, endlich konnte ich hier mein Rachegefühl ein bisschen stillen. Auf den Zehen schlich ich mich heran. Der angehaltene Atem kitzelte mich im Halse so stark, dass ich fast husten musste. Ja, die letzte Strecke legte ich sogar kniend zurück, was kümmerten mich die Löcher, die die Steine in die Strümpfe rissen! Eben tauchte ahnungslos der Rotkopf auf, und meine beiden Hände fuhren blitzesschnell mit unheimlicher Kraft in den brennenden Urwald hinein und zerrten und rissen daran, dass ich



ein ganzes goldenes Haarbüschel in der Hand hielt. Das war alles das Werk eines Augenblicks. Schon im nächsten flog ich förmlich davon, verfolgt von einem donnernden Fluchen. Ich hatte nämlich beim Reissen den Kopf meines vermeintlichen Freundes herumgewendet, und meine Augen wurden starr; denn dies war ein mir gänzlich fremder Arbeiter, der nur das Glück hatte, den gleichen Haarschopf zu haben wie mein alter Feind. Dass ich meinen Weg lange Zeit nicht mehr durch diese Strasse zurücklegte, ist wohl gut verständlich.

* * *

Mein peinlichster Moment

HÖR mal, Schatz, wir haben Billets fürs Stadttheater heut abend,» sagte vor nicht langer Zeit eines Abends mein Mann bei seiner Heimkehr. Es war 7 Uhr vorbei, und wir wollten eben zunachtessen. Man spielte diesen Abend ein beliebtes Zugstück, und unsere Plätze waren im vordersten Parkett. Ein freundlicher Bekannter war im letzten Moment verhindert worden, sein Abonnement zu benutzen. Nun hiess es sich sputen. Nach dem eiligen Mahle wollte ich mich umziehen. Da schrillte die Glocke und meine Putzfrau erschien, um mit mir den



nächsten Washtag zu bestimmen. Sie schien so müde, und ich hiess sie einen Moment Platz nehmen. Dann wurde die gute Frau verständigt und verschwand von der Bildfläche. Um $\frac{1}{8}$ Uhr wollte Grosspapa den Radiovortrag hören; aber o weh, der Radio schwieg verstockt! Wo fehlt's? Mama muss helfen, suchen, wo der Fehler steckt. Er wird noch ziemlich rasch entdeckt: der elektrische Kontakt versagt. Mit Hilfe von Stühlen, Schemeln usw. wird eine Verbindung zum nächsten Stecker gebaut. Jetzt klappt's. Aber zugleich schlägt's $\frac{1}{8}$ Uhr von der nahen Antoniuskirche. Mein Mann

steht in hörbarer Ungeduld im Korridor, und so bleibt mir keine Zeit mehr, mich umzuziehen. Im Schranke hängt in aller Ruhe mein neues, dunkelblaues Seidenkleid, wie gern möchte ich noch rasch hineinschlüpfen! Aber mein Mann hasst so sehr das Zuspätkommen. Schweren Herzens, prüfend überblicke ich meine Erscheinung im Korridorspiegel. Die beige Seidentrikotbluse war wirklich nicht übel, ich hatte sie kurz zuvor in einem Warenhaus gekauft. Der schwarze Tuchrock sass gut, Schuhe und Strümpfe passend und tip und top. Also in den Mantel und fort!

Wir kamen noch eben rechtzeitig. Im Vestibül trafen wir Bekannte meines Mannes aus der Dienstzeit, einen höheren Offizier, natürlich in Zivil, mit seiner Frau. Man sprach zusammen und begab sich derweil zur Garderobe, gemeinsam, da ihre Plätze nahe bei den unsrigen lagen. Mir schwante etwas. Die Dame neben mir legte ihren Abendmantel schnell ab und stand dann wartend da, in einem wunderhübschen Seidenkleid, dunkelblau, wie meines zu Hause! Mir eilte es nicht sonderlich, und die Garderobefrau steckte einstweilen noch in den Reihen der Umhüllungen. Mein Aufzug schien mir plötzlich unmöglich. Zögernd entledigte ich mich des schützenden Mantels, als auch schon die Garderobefrau auftauchte — wer beschreibt meinen stummen Schrecken! — sie war gekleidet wie ich, genau gleich: Schwarzer Rock, beige Seidentrikotbluse. Die Frau waltete ihres Amtes mit unbewegtem Gesicht. Wir schlugen uns seitwärts in die Büsche, unsere Bekannten wagte ich nicht mehr anzusehen. Im dunkeln Raume wurde mir wohler.

* * *

Ein peinlicher Moment

VOR einiger Zeit waren unser paar junge Mädchen bei einer Freundin eingeladen. Plaudernd sass man beim Kaffee, und die Mutter der Freundin bot mir Zucker an. Etwas übermütig entgegnete ich: «Danke, ich nehme nur Zucker in den Kaffee, wenn er ganz miserabel ist.» Bei der zweiten Tasse nahm ich unwillkürlich Zucker. — Bestürzung der Gastgeberin und Gelächter der andern Mädchen. — Und der Kaffee war wirklich schlecht.

* * *

Sehr geehrte Herren!

ES war ein wunderbarer Sommertag. Mutti und Aliceli befanden sich gerade auf der SBB-Reise zur Grossmama, um bei ihr die Ferien zu verbringen. Der Zug näherte sich bereits unserm Reiseziel. Aliceli hatte mit seinem fröhlichen Geplauder ganz offensichtlich die Sympathien der Mitreisenden erworben; denn von allen Seiten erhielt es freundliche Worte und Blicke.

Uns gegenüber sassen zwei Soldaten, die mit Aliceli nicht genug scherzen und lachen konnten. Plötzlich wandte sich Aliceli an mich: «Mutti, i sött es Bränneli mache.» Auf der nahen Toilette war die Angelegenheit bald erledigt, und als wir auf unsere

Plätze zurückkehrten, meinte einer der Soldaten: «So, Meiti, häsch jetzt es Bränneli gmacht?» Mit lauter Stimme, so dass es der letzte Reisende (es waren meistens Herren) hören konnte, antwortete Aliceli arglos: «Ja, ja und 's Mutti au grad!»

Alles richtete die Blicke auf mich, und das teils offene, teils versteckte Lachen wollte kein Ende nehmen.

* * *

Der peinlichste Moment meines Lebens

BEI der Modeschau im «Saffa»-Umzug, als die wippenden, wiegenden Krinolinen an meinem Auge vorbeizogen, fühlte ich wieder aus weiter Ferne, dann deutlicher und deutlicher, die Pein eines schrecklichen Momentes aus meiner Backfischzeit, wo ich auch so ein Ungeheuer — zwar ein bescheidenes — trug; ich sehe mich wieder im Rennweg stehen, meiner Freundin zum gemeinschaftlichen Schulweg wartend, da — schnellte plötzlich etwas mein Bein hinauf — kratzte, zwickte mich, im Schrecken sah ich nach meinen Füßen — ich stund auf dem vergitterten Abflussloch des Strassengrabens — wie der Blitz durchzuckte mich die Gewissheit: Eine Ratte, und ich schrie nun aus vollem Halse: En Ratz — en Ratz!

Im Nu stunden die Neugierigen aus Läden und von der Strasse um mich, gafften mich an, frugen und kommentierten unter einander — aber niemand näherte sich zu helfen. Man munterte mich auf, mich zu schütteln, zu «gumpen»; ich hörte sagen, ein Rattenbiss sei giftig — «das arm Chind!» — Meine Verzweiflung wuchs, ich machte Abschüttlungsversuche; da kratzte und zwickte es noch ärger, und ich schrie abermals: De Ratz, de Ratz; aber niemand rührte sich. Alle gafften in höchster Spannung und warteten — da tat sich die Haustüre auf, der Vater meiner Freundin erschien, drängte sich durch die Neugierigen, packte mich mit einem Ruck und trug mich ins Haus, die Türe zuschlagend. Hier stellte er mich ab, und im selben Moment schnellte etwas kratzend unterm Kleid hervor. — Herr Rüegg und ich sahen sprachlos — denn sieh! — es war ein schlankes Krinolinensressort — das halbmeterlang unter dem Rock hervorragte! Das war der Ratz! — Blitzschnell wurde mir das Lächerliche, Blamierende der Situation klar, besonders noch, als das ungeduldige Publikum an die Haustüre klopfte und wissen wollte, was es

gab. — Ums Himmelswillen, nur mich jetzt nicht zeigen müssen! Bitte, bitte, Herr Rüegg, sagen Sie doch, der Ratz sei in den Keller entwischt! — Ich floh in die Wohnung Rüeggs hinauf, geknickt, mich erbärmlich schämend — wäre es doch ein rechter Ratz gewesen! Aber so ein dummes Krinolinensressort — ich habe trotz aller Mode nie mehr eine Krinoline angezogen.

Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

VOR einigen Jahren, ach, ich kann den Tag ja mit grösster Genauigkeit angeben, an jenem Sonntag nämlich, als bei uns das Volk über den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund abstimmte, wurde ich von den Eltern einer meiner Freundinnen mit ihrer Tochter und einem Vetter zusammen ins Bündnerstübli zum Nachtessen eingeladen. Da die Leute sich für gewöhnlich im Ausland aufhielten, hatte ich sie, natürlich meine Freundin ausgenommen, noch selten gesehen und kannte sie nicht näher. Herr und Frau H. behandelten mich äusserst liebenswürdig als ihren Gast und suchten sowohl in der Wahl der Speisen als auch der Trinksame meinen individuellen Liebhabereien zu huldigen. Das brachte mich, die damals Zwanzigjährige, in eine fieberhaft gehobene Stimmung. Im Laufe des höchst lukullischen Mahles kam man überein, sich möglichst beizeiten auf die Bahnhofstrasse zu begeben, um das Abstimmungsergebnis zu erfahren und die unmittelbare Wirkung davon auf die sonntägliche «Plebs» aus der Nähe mitzuerleben. Die letzten Mandeln und Malagatrauben wurden geknabbert; Herr H. hatte die Kellnerin zu sich gewinkt und überflog die auf einem Zettel aufgestellte, sicherlich nicht kurze Zahlenreihe. Als in diesem Moment Gesang und Gejohle von der Strasse herauf erscholl, sprang ich vom Polster auf, und, gegen meinen Gastgeber gewendet, platzte ich heraus «Wie viel ... macht's?!» und wollte mich doch bloss, das möge mir jeder glauben, in aller Sittsamkeit nach der Zeit erkundigen!

Psychologisch lässt sich der Vorfall leicht erklären: Eine gewisse, aus dem Unter- (oder Halb-)bewusstsein stammende Neugierde für die Höhe der gastgeberischen Auslagen hatte sich offenbar in den harmlosen Drang, zu erfahren, wieviel Uhr es sei, verfangen und gewann dann tückischerweise spontan Ausdruck in jener unerhörten Frage.

Was jedoch nützen psychologische Auslegungen in einem solchen Augenblick höchster Peinlichkeit? * * *

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

DIE erste Tanzstunde — in rosaseiden Blusen — mit drei übereinanderbaumelnden Samtbandbüscheln auf der Brust, mit blauem Faltenrock, Lackschuhen und feinen Strümpfen — ganz wie es sich damals gehörte — traten wir zwei Schwestern voll Erwartungen in den grossen Saal.

Die erste Tanzstunde sollte beginnen. Streng wurden die Schäflein von den Böcken geschieden. Hier auf den roten Polstern durfte sich's eine lange hellgekleidete Mädchenreihe bequem machen. Gegenüber auf gewöhnlichen Stühlen nahmen die in ihren schwarzen Anzügen fast würdig aussehenden «Buben» Platz.

Ach, da ist ja auch ein Mädchen, das wir von unserm Schulweg ein wenig kennen! Rasch setzen wir uns neben sie, froh, ein bekanntes Gesicht zu sehen.

«Salü, kommst du auch in die Tanzstunde — wird es wohl fidel?» Unsere Nachbarin ist so stark unter dem Eindruck all des Neuen, dass sie sich nicht getraut zu sprechen und nur mit den Achseln zuckt. «Du, denk mal, wir haben in der Garderobe eines gesehen mit gewöhnlichen hohen Schuhen und gestrickten Strümpfen!» Verlegen streckt unsere Nachbarin die Füsse unter dem Polster hervor — «das bin ich!» Um mich aus der peinlichen Stille, die nun folgte, zu retten, stürzte ich mich auf das erste beste, nur um meine Nachbarin abzulenken. «Du, schau mal, der gegenüber, wie der dahockt! Da kann man schon nicht anders sagen als «wie ein Talbauer», schau die grossen Tatzen auf den gespreizten Knien! Der hat's nötig, dass er in die Tanzstunde kommt!»

Gequält tönt es von meiner Nachbarin: «Das ist mein Bruder.» * * *

Lieber «Spiegel»!

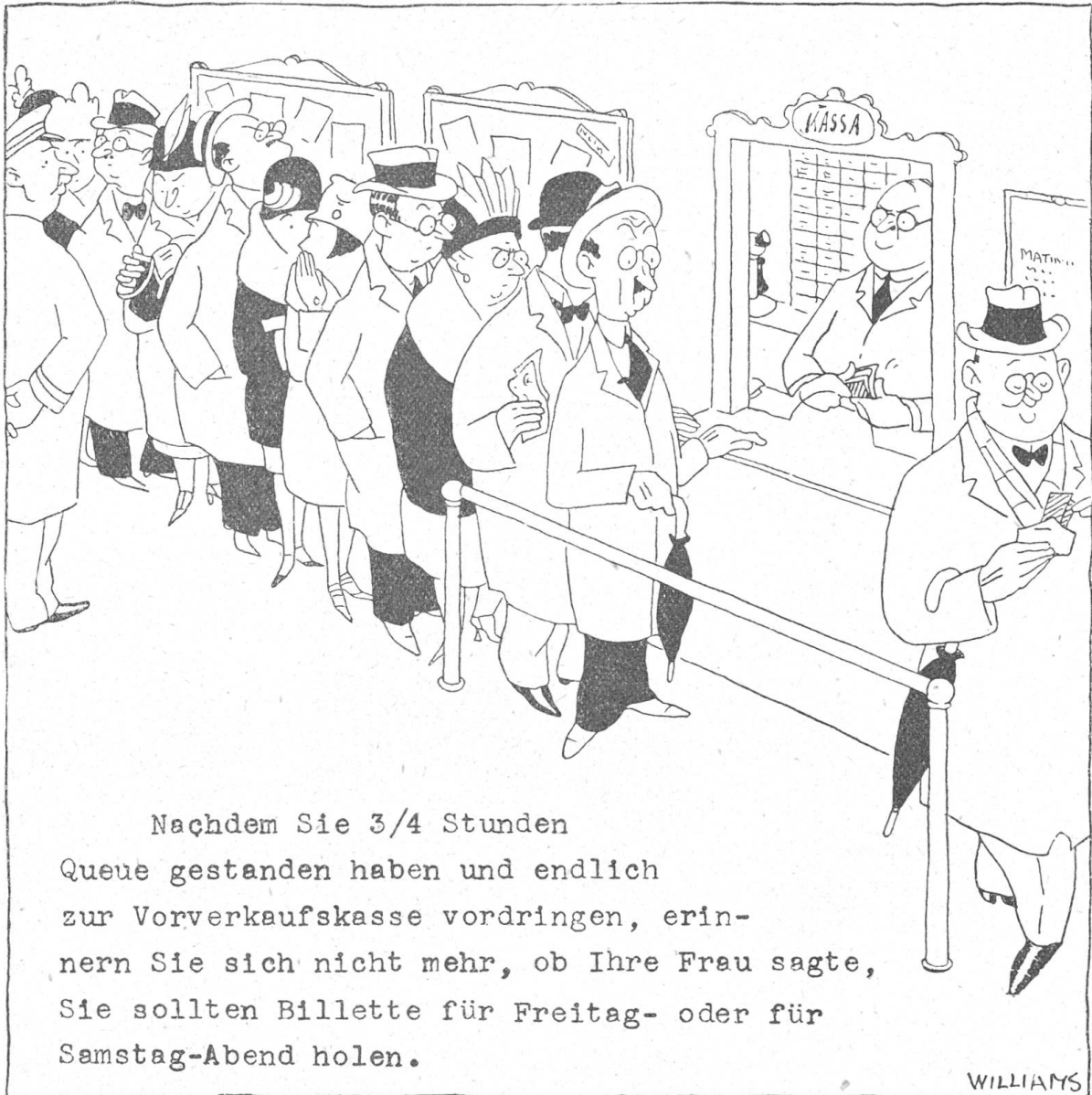
DER peinlichste Moment meines Lebens war anlässlich eines Empfanges, der zu Ehren des Gesandten von ... gegeben wurde. Der Gesandte als Ehrengast trug einen Frack, die andern Herren waren sämtliche in gewöhnlichen Anzügen, ausser mir, der auch einen Frack trug. * * *

Redaktion des « Schweizer-Spiegel »!

SZENE : Tessin. Zeit der Handlung : 1915.
Ein Défilé vor dem Regiment ist vorgesehen. Ich bin als junger Rekrut eben erst vor drei Tagen zu der Truppe gestossen und sehe mit Spannung und etwas Angst dem Défilé entgegen. Wie, wenn wir plötzlich das geschulterte Gewehr während dem Taktschritt auf den Boden fallen würde, oder wenn ich straucheln würde? Und als ob der vorbeireitende Major meine Gedanken erraten würde: « He, Sie dort, Füsilier, gehen Sie in die Küche, und melden Sie: Um ½12 Uhr ist Fassen! »

« Zu Befehl, Herr Major! »

Aha, denke ich, der Major hat gleich gemerkt, dass ich das Défilé nur verderben könnte und hat mich deshalb unter einem Vorwand weggeschickt. Mit den Tränen kämpfend und mit verbissenem Gesicht marschierte ich dem auf der Strasse aufgestellten Bataillon entlang in das Quartier zurück. Auf die harmlosen Zurufe der Kameraden wusste ich nichts zu erwidern. Es schien mir, jeder sehe mir meine Schande an. So komme ich in die Küche. Und wie ich dem Wachtmeister dort Meldung bringen will, merke ich, dass ich vergessen habe:



Nachdem Sie 3/4 Stunden
Queue gestanden haben und endlich
zur Vorverkaufskasse vordringen, erin-
nern Sie sich nicht mehr, ob Ihre Frau sagte,
Sie sollten Billette für Freitag- oder für
Samstag-Abend holen.

WILLIAMS

sagte der Major jetzt $\frac{1}{2}11$ oder $\frac{1}{2}12$ Uhr. Ich nehme eine Chance und teile mit: «Der Befehl des Majors: Mittagessen um $\frac{1}{2}11$ Uhr.» Nun wahnsinnige Aufregung in der Küche: «Dä verrückt Chaib, jetzt isch ja scho $\frac{1}{2}10$, jetzt heisst's pressiere!»

Nun wird mir doch Angst. Ich gehe zurück, ein wahrer Gang nach Canossa, zum Major, der bereits neben dem Regiment und einigen Adjutanten in Position ist, um das Défilé aufzunehmen, und frage ihn, wie nun der Befehl gelautet habe, $\frac{1}{2}11$ Uhr oder $\frac{1}{2}12$ Uhr. Die Antwort erhielt ich, und mit den nötigen Kommentaren wurde nicht gespart. Natürlich $\frac{1}{2}12$, dann nochmals zurück, nochmals in die Küche, um dort zu melden: «Das Mittagessen ist doch um $\frac{1}{2}12$ Uhr!» * * *

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

WIR waren zusammen in der Stadt, um Einkäufe zu machen. Mein Mann trat in ein Geschäft, während ich, einige Schaufenster betrachtend, auf ihn wartete. In der Nähe der Türe, aus welcher mein Mann trat, stand ebenfalls wartend eine ältere Dame. Fröhlich kam mein Mann von hinten auf sie zu, klopfte ihr rasch auf die Schulter und sagte: «So, Maiteli, wohie geh mer jetzt?» Höchst überrascht drehte sich die mit «Maiteli» angeredete Fünfzigerin um, keine Spur von Entrüstung stand auf ihrem errötenden Gesicht, während mein Mann mit vielen Entschuldigungen und in grösster Verlegenheit den Hut lüftete.

«Das isch nume die verflixti Frauemode. Jedi het e graue Tailleur, e kurze Rock, e Bubikopf und e Kibeli druff, de söll eine no druus ko!»

Item, mich hat die Geschichte herzlich gefreut, wenn es auch nicht so schmeichelhaft ist, mit dreissig Jahren mit einer Fünfzigjährigen verwechselt zu werden. * * *

Tit. «Schweizer-Spiegel»!

ICH war bei einer befreundeten Familie zur 50jährigen Geburtstagsfeier des Hausherrn eingeladen. Die festlich geschmückte Tafel war für etwa 25 Personen gedeckt. Zu oberst stand ein prächtiger Stuhl mit hoher Rücklehne. Die Dame des Hauses wollte mich zur Rechten des Gefeierten setzen und sagte freundlich: «Herr Doktor, bitte, nehmen Sie hier Platz!» Ich einge-

bildeter Esel missverstand aber die Situation und meinte, sie offeriere mir den Ehrenplatz oben an der Tafel. Mit heuchlerischer Bescheidenheit wehrte ich pro forma ab: «Aber nein, was denken Sie auch, das ist zuviel Ehre!» — «Nein, gewiss nicht, wir haben den Platz für Sie bestimmt, Herr Doktor, Sie müssen sich fügen!»

«Aber wie kann ich auch, auf diesen Stuhl muss doch unbedingt das Geburtstagskind sitzen!»

Ein erstaunter Blick: «Ja, verzeihen Sie, ich meine den Stuhl hier rechts!» Das Blut schoss mir durch den Kopf, das Herz stand mir einen Moment still, ich hätte in den Boden versinken mögen vor Scham. Während des ganzen Essens musste ich jeden Bissen herunterwürgen. * * *

Guggenbühl- und Huber-Verlag, Zürich!

VOR einigen Jahren wollte ich nach dem Nachessen eine etwa 40jährige Dame, deren Bekanntschaft ich in einem Sommerkurort gemacht hatte, besuchen. Sie wohnte in einem der grössten Hotels der Stadt. Wegen einer Tramkollision kam ich erst um $\frac{1}{4}9$ Uhr hin. Da ich fürchtete, sie sei ausgegangen oder schlafe vielleicht schon, bückte ich mich, um durchs Schlüsselloch zu sehen, ob immer noch Licht brenne.

Wer beschreibt mein Entsetzen, als in diesem Moment die Dame in den Korridor einbiegt, um mich in dieser Stellung zu sehen! Ich stammle einige Entschuldigungen, sie aber bebend vor Entrüstung, würdigt mich keines Blickes, geht ins Zimmer und schlägt mir die Türe vor der Nase zu.

Ich stand da wie ein begossener Pudel. Sie können mir glauben, dass dieser Moment peinlich war! * * *

Tit. Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

ES ist schlimm, wenn man sich vor andern Menschen blamiert, am schlimmsten jedoch, wenn du dich vor dir selber blamierst; denn du bist höchste und letzte Instanz. Magst du für die «Sünden» aller andern Menschen eine Entschuldigung finden, vor dir selbst stehst du da, nackt bis in die Tiefen deiner Seele, und Vorwürfe stürzen auf dich zu, ohne dass ein Anwalt oder irgendein hilfreicher Mensch dir helfen könnte. Du bist der strengste und bornierteste Richter deiner selbst.

So geht es wenigstens mir, und in diesem Zusammenhang möchte ich eine Begebenheit erzählen, die mir noch heute peinlich ist.

Also, ich wuchs in der Bärenstadt an der Aare auf und besuchte dort eine höhere Schule. Wir hatten gemischte Schulklassen, und deshalb war es kein Wunder, dass wir schon im achten und neunten Schuljahr unsere Spezialfreunde und Verehrer hatten. Zwischen diesen beiden Gattungen machte ich einen strengen Unterschied. Die Freunde blieben immer, während die Verehrer wechseln konnten. Die Freunde konntest du den Verehrern gegenüber ausspielen, die Verehrer den Freunden gegenüber nicht. Die Freunde blieben unveränderlich treu und hatten oder zeigten keinerlei eifersüchtige Anwandlungen, währenddem die Verehrer sich leicht in die Flucht schlagen liessen durch unerwartete Rivalen. Mit den Freunden konntest du allerlei Streiche und Unsinn ausführen, während die Verehrer Zedeli mit Gedichten schrieben und überhaupt zu einer langweiligen Rasse zu gehören schienen. So kam es auch, dass ich drei Jahre lang unter andern einen treuesten Freund hatte, der buchstäblich durchs Feuer für mich gegangen wäre. Er hiess Christen. Auch als wir die Schule verliessen, schieden wir als die besten Freunde. Aus dem Welschland, wo wir an verschiedenen Orten die Handelsschule besuchten, schrieben wir uns hin und wieder. Unsere Freundschaft schien unerschütterlich.

Bis eines Tages. Da war ich indessen 18 Jahre geworden und verlobte mich. Auch Christen erhielt eine Karte. Er sollte doch an meinem Glücke teilnehmen! Einige Tage später erhielt ich eine Visitenkarte: Christian Berger, Bern, und hinten drauf zwei Buchstaben: p. f.

Ich zerbrach mir den Kopf «p. f.»! Was hiess das wohl? Prächtig-fein, Privat-Vergnügen. Putzfrau, povera figlia gingen mir im Kopfe herum und wurden wieder verworfen. Endlich zog ich meine Schwester, die Seminaristin, ins Vertrauen. «Du, der Christen hat mir zur Verlobung eine so komische Visitenkarte geschickt, und hinten steht p. f. Weissst du, was das heisst?»

Meine Schwester denkt mit gebildeter Miene nach. Dann schneidet sie ein mitleidiges Gesicht. «Das kann ich dir schon sagen, das heisst pro forma! Der Christen gratuliert dir pro forma!»

Ich war starr, vernichtet, dann empört, verzweifelt. Mein bester Freund wagte eine derartige Verhöhnung! Mein Kumpane so vieler Streiche wagte so etwas zu schreiben! Ich heulte schauderhaft, und da kam mir auf einmal die Idee. Ich setzte mich hin und schrieb mit gereizter Feder dem Christen einen zünftigen Brief. Legte seine Visitenkarte bei und schrieb dazu, dass ich das niemals für möglich gehalten hätte. Das sei dann doch der Gipfel der Gemeinheit usw. usw.

Einige Zeit darauf besuche ich meinen Cousin. Auf seinem Tische steht eine Schale mit Visitenkarten. Ich nehme sie aus Langleweiligkeit und Neugierde heraus und schaue sie nach. Auf einmal fallen mir wieder die zwei empörenden Buchstaben p. f. auf einer Karte ins Auge. Unerhört, wie frech die Leute eigentlich sind! Ich renne mit der Karte zu Alfred, meinem Cousin: «Hast Du gesehen, was da steht? p. f.»

Ja, ja, nickt er gemächlich, das heisst «Pour féliciter!»

Vor mir dreht sich alles im Kreis. Ich sehe meinen treuen Freund der Kinderjahre, wie er lügt für mich, wie er Schläge, Hohn und Spott erntet meinerwegen, wie er selbstlos jeden Auftrag ausführt, wie er mir sogar als letzten Rettungsanker sich selbst anbietet, und sehe daneben meinen bösen, zornigen Brief. Und Beschämung, Vorwürfe, verletzte Eitelkeit, ein unbeschreibliches Blamagegefühl scheint mich zu erdrücken. Auf dem ganzen Heimweg passe ich ängstlich auf, ob ich nicht vielleicht Christen in den Weg laufe. Diese Blamage! Ich finde keine Titel und keine Worte mehr, die meiner «wert» gewesen wären. Ich habe Christen nie mehr gesehen. Doch heute noch, nach sieben Jahren, werde ich vor mir selber verlegen, wenn ich an ihn denke. Sollte er ein Frauenfeind geworden sein, würde es mich nicht wundern.

* * *

Schluss der Antworten in der nächsten Nummer! Vielleicht ist dem einen oder andern unserer Leser nachträglich noch ein peinliches Ereignis aus seinem Leben ins Gedächtnis zurückgekommen, das er uns gerne mitteilt. Einsendungen müssen bis spätestens am 15. Oktober in unserem Besitz sein.